

KLEIST
JAHRBUCH
2010

Gedächtnis

J.B.METZLER



J.B.METZLER

KLEIST-JAHRBUCH 2010

Im Auftrag des Vorstandes
der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft
herausgegeben von
Günter Blamberger, Ingo Breuer
und Klaus Müller-Salget

VERLAG J. B. METZLER
STUTTGÄRT · WEIMAR

Anschrift der Redaktion:
DR. MARTIN ROUSSEL, SEBASTIAN GOTH,
Universität zu Köln, Institut für deutsche Sprache und Literatur I,
Albertus-Magnus-Platz, 50931 Köln, eMail: martin.rousseau@uni-koeln.de
Mitarbeit: Björn Moll, Vanessa Pütz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02361-2
ISBN 978-3-476-00563-2 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-00563-2

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2010 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2010

www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

INHALT

Verleihung des Kleist-Preises 2009

Günter Blumberger: »Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh ...«. Rede zur Verleihung des Kleist-Preises an Arnold Stadler am 22. November 2009 in Berlin	3
Péter Esterházy: Rede auf Arnold Stadler zur Verleihung des Kleist-Preises 2009	8
Arnold Stadler: Der Mensch will bleiben. Aber er muss gehen. Oder Vom Verschwinden. Rede zur Verleihung des Kleist-Preises 2009	16

Beiträge zur Rezeptions- und Forschungsgeschichte

Helena Elshout, Gunther Martens und Benjamin Biebuyck: Eine von den Halberstädter Putzfrauen überwachte Fußspur. Die produktive Kleist- Rezeption Alexander Kluges	29
Gerhard Oberlin: ›Josefine‹ und ›Cäcilie‹. Orpheusvariationen bei Kleist und Kafka	47
Anna-Lena Scholz: Kleist/Kafka. Annäherung an ein Paradigma	78
Simon Aeberhard: »Wir sind hier in einem Stück von einem Stück von einem Stück.« Kleists Penthesilea in Jelineks Theatertheater	92
Tomas Sommadossi: Mediale Transformationen von Kleists ›Marquise von O...‹ in der italienischen Popkultur	109
Kai Köhler: Literaturopern nach Kleist. Seine Werke im modernen Musiktheater	131
Sebastian Goth: Kleist in den USA. Ein Forschungsbericht	145
Jeffrey Champlin: Bombenpost 2011. Zur Rezeption von Kleists Briefen	170

Abhandlungen

Marcus Twellmann: Was das Volk nicht weiß... Politische Agnotologie nach Kleist	181
Christine Kanz: Generation – <i>generatio</i> – Verwandtschaft. Kleists ›Der Findling‹ in Kontexten der zeitgenössischen Literatur und Wissenschaften	202
Tim Müller: Marionettentheater/Menschentheater. Kleists Ethik souveränen Handelns	220

Rezensionen

Wilhelm Amann: Im Wettkampf mit Kleist	239
Helmut Koopmann: Ein Dichter, den die Zeit nicht tragen konnte	247
Joachim Pfeiffer: Individualität und Selbstbewusstsein bei Heinrich von Kleist	254
Siglenverzeichnis	259
Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	260
Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft	262

VERLEIHUNG
DES KLEIST-PREISES 2009

Günter Blamberger

»DENN ES GEHT DEM MENSCHEN
WIE DEM VIEH ...«

Rede zur Verleihung des Kleist-Preises an Arnold
Stadler am 22. November 2009 in Berlin

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Mitglieder und Freunde der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft,
sehr verehrte Frau Ministerin Schavan, sehr verehrte Frau Schoeller,
lieber Herr Beil, lieber Herr Esterházy,
lieber und heute zu ehrender Herr Stadler,

wie Kleists Hände ausgesehen haben mögen, fragt Robert Walser. Seine Hände, mit denen er geschrieben und Freunde begrüßt hat. Kein Porträt zeigt sie. Walser möchte das Unberührbare berühren und rührt uns damit. Ein weiteres Berührstück haben sie eben gehört, den Briefwechsel zweier Liebender: Mein Heinrich, mein Tasso, meine Seele, meine Nerven – Mein Jettchen, meine Eingeweide, mein Schutzengel ... Kleist und Henriette Vogel treiben es ziemlich bunt mit ihrer Liste von Kosenamen, die im Prinzip unendlich verlängerbar ist. Um den Übertritt ins Unbegrenzte geht es ihnen allerdings in diesem Augenblick, kurz vor ihrem gemeinsamen Tod am Wannsee am 21. November 1811. Von letzten Worten erwartet man jedoch Wahrheit, keine Dichtung, kein galantes Masken- und Zitatenspiel wie hier. Gut, die Ausgangsfrage scheint ernsthaft wie in jedem Liebesbrief: Wie erkenne ich Dich, wie nenne ich Dich, was ist der rechte Name, der Eigenname, der das besondere, unvergleichliche Wesen des Anderen bezeichnet, aber dann führen Kleist und Henriette diese Frage durch die Erfindung immer neuer Namen ad absurdum. Der andere ist unverfügbar, heißt das, und gerade in der Respektierung dieser Grenze ereignet sich Wahrheit, schlägt die Galanterie in authentische Herzenssprache um, wird aus Ferne Nähe.

Statt des Besitzes erlernst du den Bezug, hat Rilke einmal gesagt. Das ist im Grunde eine religiöse Gedankenfigur, die Kleist an einem Bild Simon Vouets aus dem 17. Jahrhundert beschreibt, das Maria Magdalena zeigt: »Sie liegt«, so Kleist, mit der

Bläße des Todes übergoßen, auf den Knien, der Leib sterbend in die Arme der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das zarte berühren. Mit den äußersten Spitzen ihrer ro-

senrothen Finger nur das liebeiche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entflohen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft sie auf sie [die Engel], als ob sie in Gefilde unendlicher Seligkeit hinaussähe: Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen.

Kleist erinnert hier an eine der traditionellen Aufgaben eines Kunstwerks: Vorstellungen zu evozieren, die die Grenzen des empirisch und begrifflich Fasslichen übersteigen und in den Bereich des eigentlich Unnennbaren vordringen, in die Zwischenräume, die Aussichten eröffnen auf Nicht-Messbares und Unermessliches. Diese Aufgabe war einfacher, solange die Kunst noch in religiösen Diensten stand. Sie scheint heute wichtiger denn je, weil die Theologie ihre Wirkungsmacht verloren hat, nicht mehr als Leitdiskurs für die Beantwortung zentraler existentieller Probleme gilt und stattdessen jeder auf die Artefakte der Medien und Künste achtet, um deren Darstellung und Deutung traditionell religiöser Fragen von Krankheit und Tod, Gut und Böse, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Liebe und Trauer, Gemeinschaft und Einsamkeit zu studieren. Künste und Medien sehen sich heute eigentlich einer Verantwortung gegenüber, der sie kaum gewachsen sind und der sie zumeist auch ausweichen. Nicht Arnold Stadler. Auch deshalb bekommt er heute den Kleist-Preis.

Von seiner ›Sehnsucht nach Mitteilung‹ schreibt Kleist kurz vor der Interpretation des Vouet-Bildes und dass sie gebunden sei an den Tod als »ewige[m] Refrain« des Lebens. In Stadlers Roman ›Einmal auf der Welt. Und dann so‹ ist das eine frühe Erfahrung und folglich ist schon das Kind »ein gezeichnetes«. Auch wenn es nicht Menschen sind, die ihm sterben, sondern Tiere, ein Hund, eine Katze, ein Schwein:

Der Tod dieser drei Lebensgefährten auf Zeit machte mich zu einer Art Schriftsteller, in jenem Augenblick, der mir die Sprache verschlagen hat. Und dieser gehäufte Tod war wohl auch der Grund für mein späteres Theologiestudium, das mich in die Ewige Stadt führte.

Allenthalben wird in Stadlers Romanen gestorben, wird der Leser konfrontiert mit der Einsicht, die dem Prediger Salomo, dessen großartigen Gedanken über Zeit und Vergänglichkeit, entnommen sein könnte: »Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh: wie dies stirbt, so stirbt auch er, und sie haben alle einen Odem, und der Mensch hat nichts voraus vor dem Vieh; denn alles ist eitel« (Prediger 3,19).

Eines hat der Mensch dem Vieh doch voraus, das Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit, von dem die Sinnggebung des irdischen Daseins ebenso abhängt wie der Entwurf von irdischen wie jenseitigen Heilsvorstellungen. Alles Philosophieren heißt Sterben lernen, hat Montaigne einmal gesagt, und Martin Heideggers ›Sein und Zeit‹ zeugt davon. Alles Schreiben heißt Sterben lernen, könnte es bei Stadler heißen. Beide, Heidegger wie Stadler, stammen bekanntlich aus Meßkirch, aus dem Viehzüchter-, aus dem Fleckviehgau, was Stadler zu hintergründigem Witz und den Interpretieren seiner Romane zu waghalsigen Vermutungen von Wahl- und tatsächlicher Verwandtschaft hingerissen hat. Ich unterscheide sie lieber.

Heidegger war im ersten Weltkrieg Militärwetterwart. Er hatte die Winde zu berechnen und dafür zu sorgen, dass die Kugeln, die von der hinteren Frontlinie aus

losgeschossen wurden, über die eigene Avantgarde hinwegflogen, die dem Feind entgegenlief. Von daher seine berühmte Formel, dass man in den Tod vorlaufen müsse, um ein Dasein in Eigentlichkeit zu gewinnen. In der Grenzsituation des Todes, im Eingedenken der eigenen Sterblichkeit, wird gewissermaßen Gerichtstag gehalten, das Eigentliche vom Uneigentlichen, der Schein vom Sein getrennt. *Sub specie mortis*, unter dem Blickwinkel des Todes, wird bei Heidegger das Urteil über das je eigene Leben gefällt. Diese Säkularisierung macht Stadler, so denke ich, nicht mit, er betrachtet Tod und Vergänglichkeit weiterhin im christlichen Sinne *sub specie aeternitatis*, unter dem Blickwinkel der Ewigkeit. Das heißt nicht, dass seine Texte angesichts des Todes immer noch um Himmel oder Hölle spielen wie ein barockes Drama. Er gibt sich nur mit der Verkürzung des Todesproblems um die metaphysische Dimension nicht zufrieden, er übersteigt die mit dem Tod eines Einzelnen gesetzte physische Grenze.

Das fällt auf den ersten Blick nicht auf, weil Stadlers Romane so sehr auf seine eigene, private Geschichte konzentriert scheinen und häufig in seiner oberschwäbischen Heimat anzusiedeln sind. Autobiographisch sind sie dennoch nicht. Der Autor, der sein Ich in den Erzähler transponiert, sieht sich gewissermaßen exemplarisch, nicht als Individuum. Er erlebt nicht, er verarbeitet Geschichten, fremde und eigene. Nicht seine Eigenschaften und Erlebnisse sind Objekt der Erzählung, sondern jene Erfahrung, die potentiell auch die des Lesers ist. Nicht das nur Private, das allen Gemeinsame teilt er mit.

Das bezeugt schon die Erzähltechnik. Stadler schreibt keine Bildungs-, Zeit- oder Dorfromane und vor allem keine Heimatromane, er schreibt eigentlich überhaupt keine Romane, sondern Epen. Wie ein Epiker zerstreut er einzelne Geschichten und deren Chronologie, fängt immer wieder von vorn an, wiederholt und variiert seine Motive. Wie ein Epiker erklärt er seine Geschichten nicht, sondern überlässt deren Auslegung dem Leser. Gerade dadurch senken sie sich als Erfahrung in dessen Gedächtnis ein.

Es ist vor allem eine Erfahrung, die Stadler mit seinen Lesern teilen, die er mitteilen will: die Erfahrung der Ungebundenheit und die Sehnsucht nach Gebundenheit, gleichgültig ob die Protagonisten seiner Romane sich in schwäbisch Mesopotamien zwischen Donau und Rhein, in Italien, Kuba oder Patagonien befinden. »In der Nacht vom 20. zum 21. Juni warf sich der Sohn des Fellhändlers Antonio aus Pico Grande, Patagonien, vor den Zug. Es war sein erstes Lebenszeichen.« So beginnt Stadlers Buch »Feuerland«. Stadler nennt diesen Todesfall ein Fanal, eine »Sehnsucht, aber eine ganz schwarze, ebenerdige, finale, ganz ohne blaue Fernen mit einem Himmel über allen, der *sky* und *heaven* ist.« Roland dagegen, Hauptfigur von Stadlers Buch »Komm, gehen wir«, bekennt sich trotz aller Erniedrigungen und Enttäuschungen zu einem großen Ja:

*Ja war und blieb eine Verheißung, seine Farbe war blau. Ja war zum Weltraum hin offen. Roland war nun ein einziges Ja. – Dem Atheisten in ihm verschlug es die Sprache, dem Ungläubigen in der Liebe. War es Liebe? Es war ein großes Ja und Einverständnis. Lichtjahre weg vom kleinen Nein. Ja war das Echo der Welt vom ersten Tag an, ausgelöst durch ein göttliches Ja oder *ich liebe dich*. Ja war das erste Wort Gottes, und sein Echo ging bis zum Jüngsten Tag.*

Das ist nicht einfach ein Gebet und schlichter Glauben. Roland nennt das *Ja* wenig später eine »Illusion des Glücks«. Es handelt sich, wie Stadler es formulieren würde, um »Hoffnungsschmerz«, um einen Schmerz, der nicht ohne Hoffnung ist, obgleich es vielleicht keine Aussicht gibt auf ein endgültiges Heil. Im Sinne der mittelalterlichen Scholastik: nicht heroische Melancholie, *tristitia saeculi* oder *acedia*, hochmütiges Sich-Einrichten in ausgangsloser Verzweigung, sondern *tristitia secundum deum*, eine Trauer, die zugleich provokatorisch ist, in Freude umschlagen kann und insofern gottgemäß ist, als der Trauernde die Unzulänglichkeit der menschlichen Ordnungen erkennt und sich mit der Gegensatzfülle des Wirklichen abfindet, welche Glück und Leiden zugleich bedeutet. Stadlers Poesie nimmt dergestalt die Haltung der Demut an, ins Lateinische übersetzt heißt das *humilitas*. Erich Auerbach hat die *humilitas* einmal als Grundbegriff des Neuen Testaments bestimmt, in dem Gott Mensch wird und seine Lehre der Nächstenliebe allen Menschen in verständlichen Worten mitteilt. In diesem Sinne ist Stadlers Poesie dem *sermo humilis* verpflichtet, einer Kongruenz von Ethik, Erkenntnistheorie und Ästhetik im Zeichen der Demut, des Mitleids und des Mitleidens. Es ist ein Schreiben zwischen Verzweigung und Verantwortung.

Lassen Sie mich kurz noch von einem anderen Autor reden, der Unsagbares sagen, Unhörbares hören, Unsichtbares sehen wollte. Zu erinnern ist an Gert Jonke, der im Januar dieses Jahres verstorben ist und vor vier Jahren bei der Kleist-Preisverleihung den Saal mit improvisierten Kleist-Anekdoten – kaum beschriebene Blätter ergänzend und von sich werfend –, ich kann es nicht besser sagen, »gerockt« hat. Niemand, der damals dabei war, wird die Intensität seiner Sprachlust und seine Liebenswürdigkeit, Menschlichkeit und Bescheidenheit vergessen. Jürgen Flimm war Jonkes Laudator, er ist heute unter uns. Péter Esterházy war als Ehrengast 2005 dabei, als ein Jonke in der Musikalität und Freiheit experimentellen Erzählens wahlverwandter Autor, dieses Jahr hat er uns die Ehre gegeben, den Kleist-Preisträger in alleiniger Verantwortung auszuwählen. Der Kleist-Preis war dank seiner besonderen Konstruktion immer frei von innerdeutscher Kritikerklüngelei. Es schien der Jury aber nicht ganz unpassend, im Jahr 2009 – 2000 Jahre nach der Cheruskerschlacht, 200 Jahre nach der Niederschrift von Kleists »Herrmannsschlacht«, 20 Jahre nach dem Mauerfall – einen Vertrauensmann zu berufen, der die deutsche Literatur von außerhalb Germaniens kritisch zu prüfen und zu vermessen imstande ist. Selten ist die Kandidatenkür durch einen Schriftsteller solchen Ranges wie Péter Esterházy erfolgt; Jury und Preisträger haben hier einfach Glück gehabt und schulden Péter Esterházy großen Dank. Auch dafür, dass er sich als zweiter nach Ulrich Matthes getraut hat, die alte Weimarer Rangordnung wieder herzustellen. Zuerst bekommt man als Autor den Büchner-Preis und danach den Kleist-Preis. Bekanntlich war der Kleist-Preis in der Weimarer Republik der renommierteste aller deutschen Literaturpreise, der Büchner-Preis dagegen ein hessischer Regionalpreis. Er wäre es vielleicht geblieben, wenn die vor allem von deutschen Juden getragene Kleist-Stiftung sich nicht 1932 aufgelöst hätte, in der begründeten Furcht, dass der Kleist-Preis unter nationalsozialistischer Herrschaft zukünftig an Unwürdigkeit fallen könnte. 1911, zum 100. Todestag

»Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh ...«

Kleists wurde der Preis durch die Kleist-Stiftung begründet. Ihr gehörten fast alle bedeutenden deutschen Dichter, Künstler, Politiker und Wirtschaftsführer an, von Hugo von Hofmannsthal über Walter Rathenau und Max Reinhardt bis zu Arthur Schnitzler und Samuel Fischer. Eine Stiftung von ähnlicher Wirkungsmacht wünschte ich mir auch heute in Berlin und Brandenburg, um die Erinnerung an Kleist auch nach dem nächsten Gedenkjahr 2011 lebendig halten zu können. 1985 wurde der Kleist-Preis von der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft wiederbegründet, die sich glücklich zählen kann, dass die damaligen Fördergeber bis heute dem Kleist-Preis treu geblieben sind. Dafür danke ich der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck, vor allem Frau Schoeller, die heute unter uns ist, ich danke weiter dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und den Behörden für Wissenschaft, Forschung und Kultur der Länder Berlin und Brandenburg, vertreten durch Frau Dr. Wagner und Herrn Nowak. Was die Kunst der angemessenen Würdigung von Literatur angeht, steht der Kleist-Preis dem Büchner-Preis in nichts nach, jedenfalls seitdem Hermann Beil ihn in der ihm eigenen Ernsthaftigkeit liebevoll gestaltet. Ihm gilt die Verehrung der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft wie auch den wunderbaren Schauspielern des Berliner Ensemble. Mein herzlicher Dank geht hier an Klaus Maria Brandauer, Boris Jacoby, Michael Rothmann, Stephan Schäfer, Jörg Thieme und Laura Tratnik. Der letzte Dank gilt dem Fischer-Verlag, der kräftig mitgeholfen hat, dass der Empfang der Kleist-Gesellschaft nach der Preisverleihung in der Kantine des Berliner Ensemble nicht allzu ärmlich ausfällt. Dazu darf ich Sie herzlich einladen. Aber jetzt dürfen wir uns erst einmal auf die Laudatio von Péter Esterházy freuen.

Péter Esterházy

REDE AUF ARNOLD STADLER ZUR
VERLEIHUNG DES KLEIST-PREISES
2009

*Nummerierte und nicht nummerierte Sätze aus
dem Leben – aus wessen Leben*
Motto: Aus ›Eine Frau‹

Es gibt eine Frau. Sie liebt mich. Allerdings kann sie gar nicht hassen. Sie ist nicht in der Lage dazu. Was natürlich nichts mit Liebe zu tun hat. Sie ist das Ebenbild von Goethe. Wie zwei Eier. Die Stirn, die Haare, der Blick, die Augäpfel. Ich sage es ihr vergebens, sie glaubt es nicht. Sie ist nicht bereit, ein Bild von Goethe anzuschauen. Wovor fürchtest du dich? Sie antwortet nicht, presst die Lippen zusammen, schaut ins Leere. Möchtest du lieber Kleist gleichen? Sie zuckt die Schultern. Ich fürchte, dass sie Kleist kaum kennt. Sie hat mal irgendwas von ihm gehört. Gebildet ist sie nicht unbedingt, obwohl sie viel weiß. Sie ist ein feines Wesen mit Geist und hat in ihrem Leben oft allein gelebt, genauer gesagt, hat sie sich zurückgezogen, um allein sein zu können. Sie verbringt viel Zeit mit Nachsinnen, dadurch ist sie so fein geworden. Sie hat kaum Wörter dafür, aber das schmälert ihre Feinheit nicht, die ganz augenfällig ist. Und möglicherweise gehört von Natur aus zu ihr, dass sie nicht aufdringlich ist. Ich müsste mich vor dem Wort ›weise‹ nicht hüten, sie ist weise, auf eine feine Art weise. Sie kann gut arbeiten, seit Jahrhunderten arbeitet sie. Wie eine Maschine arbeitet sie. Eher noch wie ein Tier. Ich betrachte sie aus der Ferne, glühend im Gesicht eilt sie, an ihrer breiten Superstirn werden Schweißtropfen sichtbar. Wenn ich sie anspreche, hört sie aufmerksam zu, neigt den Kopf zur Seite, und man kann schwer sagen, ob sie lächelt oder nicht. Johann Wolfgang, keuche ich, wenn sie die Hand verschämt in meine Haare gräbt.

1. Satz: Das Schöne am Ich, das die Grammatik für jeden von uns bereithält, ist seine Leere. (Lothar Müller)

2. Satz: Wenn ein Kollege stirbt und/oder einen Preis erhält, beginne ich ihn sogleich zu lesen, ich nehme seine Bücher hervor, trage sie zu einem weiter hinten stehenden kleinen Tisch, ich verschanze mich sozusagen hinter ihnen und schlage die Bücher auf, um ihn nicht zu vergessen, der eben gestorben ist und/oder einen Preis erhalten hat.

Anlesen gegen die Vergänglichkeit! Lesen ist eine fröhliche Wissenschaft, Zitat Ende. Die Laudatio beginnt mit diesem ›fröhlich‹ und wird auf ein ›heiter‹ hinauslaufen.

3. Satz: Ich muss etwas missverstanden haben, seinerzeit, vor gut 17 Jahren (die 17 ist übrigens eine Primzahl, doch nutzt uns dieses Wissen momentan eher wenig), als ich den heute hier Gefeierten durch Jochen Jungs Residenz-Verlag kennen gelernt habe. Die deutsche Sprache spielte mit mir und mein ungarisches Ohr (dafür soll jetzt ein Beispiel stehen – diese Geschichte erzähle ich nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Mal –, mein ungarisches Ohr verstand das Wort ›Nervensäge‹ jahrelang als ›Nervensegler‹, was ich als logisch, begreiflich und schön empfand, ich sah den sonnengebräunten Kerl vor mir, wie er bravourös gleitend über die Nerven dahinsagelt, was einen trotz aller Bravour tatsächlich nerven mag; dieser mein Wortgebrauch wurde später zum unangreifbaren Beweis dessen, dass ich die deutsche Sprache schöpferisch und souverän beherrsche), ich entnahm dem Gesagten also, der junge Kollege sei ein Priester. Ein konkreter Priester. Ein katholischer Priester, ein konkreter katholischer Priester. Das meine ich ihm sogleich anzusehen, und auch, dass er ein guter Priester ist. Endlich ein guter Priester. Vielleicht ist er sogar gläubig ... Das interessierte mich. Möglicherweise habe ich ihn sogar mit *Laudetur* begrüßt, worauf er mit dem obligaten *in aeternum* antwortete, in seiner Eitelkeit konnte er gedacht haben, ich hätte alle seine Zeilen gelesen. Und schau, schau, wie spielerisch, wie schöpferisch und souverän ich die deutsche Sprache beherrsche.

Eines habe ich ihm nicht gesagt, wiewohl es mir sogleich eingefallen war, wenn du ein Priester bist, ein wahrhaftiger Priester, kannst du kein guter Romanautor sein. Je besser du als Priester bist, umso weniger bist du ein Schriftsteller. Das sind unvereinbare Richtungen. Damit verhält es sich wie mit der Vaterschaft. Entweder bist du Vater oder Schriftsteller. Theoretisch passt das auch nicht zusammen. Das sagt ein Vater von vier Kindern. Sprechen wir von etwas anderem.

Wir frühstückten gemeinsam. Das gemeinsame Hotelfrühstück, das Frühstück im Hotel als solches, das ist keine einfache Gattung, das Autorenfrühstück anderentags. Lars Gustaffson, der morgens noch sonorer spricht als sonst – die Arie König Philipps auf Schwedisch, El Escorial! – hält für einen Augenblick bei deinem Tische inne, ohne seine Geschwindigkeit zu verringern (diese listige Art der Bewegung ist angeblich nur bestimmten Rentierarten zueigen, nördlich von Malmö), und so brummt er: Bis elf Uhr morgens bin ich ein Solipsist!, damit setzt er sich zu einem anderen Tisch, mit dem Rücken zu dir. Dein ihm gegenüber empfundener Dank ist tief und ehrlich, mit den winzigen gelben, freundlichen Lichtern des Neides.

Vielleicht waren es die 17 Jahre, die damals noch nicht vergangen waren, vielleicht war es etwas anderes, was dort sofort entstanden war, ich erinnere mich jedenfalls nicht, dass wir einander gestört hätten. Ich erinnere mich hingegen an einen Vorfall, den ich mir damals schnell in mein Heft aufzeichnete, welches ich aber gerade jetzt nicht wieder fand, also erzähle ich ihn frei von neuem, als befänden wir uns in einem Roman. Ansonsten scheint das auch bei Stadler so zu funkti-

onieren: Alles bis auf die kleinsten Details aufzeichnen, sodann einmal mit Leichtigkeit, ja, mit Leichtsinn, dann mit konsequenter, schwerer Arbeit das Heft zu verlieren. Auch bei Stadler lohnt es sich nicht, zwischen Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden, das hat keinen Sinn (autobiographische Anmerkung).

Was ist eigentlich passiert?, war es vielleicht die Semmel, hier das Brötchen, der Kellner hat die Semmel vergessen. Es gibt kaum etwas Schlimmeres, als dass der Kellner in aller Morgenfrühe um zehn Uhr die Semmel vergisst. Keine Semmel, die Zeit aber vergeht. Zu guter Letzt dämmert es dem Kellner, er knallt beleidigt eine Semmel auf den Tisch. Jeder Kellner ein Ungar, das schießt mir dabei immer durch den Kopf; ein österreichischer Kellner jedoch besitzt noch Reserven, eine gewisse Tradition, Kellnertradition, Herr-Ober-Tradition, natürlich in Ruinen, doch unter den Ruinen taucht doch noch unser Kellner auf und fleht in einem schönen, persönlichen Ton um sein Leben. Entschuldigung, Entschuldigung, Entschuldigung.

Gereizt konnte ich nur denken, es reicht nicht, dass er ein schlechter Kellner ist, er lügt auch noch. Am Vormittag. Die Vormittagslüge – also die ist die mieseste!

Stadler hingegen nickte, ein zwar kühles, ein gemessenes Nicken, mit dem er die Entschuldigung annahm, er blickte den Jungen ernst an und sagte genauso: Alles in Ordnung. Damit habe ich nicht gerechnet, teils konnte ich nicht denken, alles sei in Ordnung, wo doch eben gar nichts in Ordnung war, nicht einmal diese vermaledeite und knusprige Semmel wurde rechtzeitig gebracht, teils war ich von seiner Ernsthaftigkeit überrascht.

Überhaupt, wie kann man an einem Frühstückstisch richtig ernst sein? Wie entsteht dazu der Raum? Der Raum und die Zeit. Wie kann man fortwährend ernst sein und trotzdem erträglich bleiben? Alles in Ordnung, hörte ich, und ich musste an das »alles« denken und an die »Ordnung«. Ich blickte meinen Frühstücksgenossen andächtig an, ist es denn möglich, dass alles in Ordnung ist, wenn doch nichts in Ordnung ist? Ich merkte gar nicht, dass ich inzwischen die Hand zu seinem Teller ausstreckte, ein Stück von der Semmel, von seiner Semmel abbrach, ich mag die westeuropäischen Bäckereiprodukte und in dieser Hinsicht ist Österreich der Westen schlechthin, die ungarische Semmel ist selten knusprig, sie kann nicht vergnügt und leichtfertig gebrochen werden, das Leben ist hart, lehrt die ungarische Semmel.

Wenn ich dazu noch den Blick meines Frühstücksgenossen beschrieb (nicht wahrscheinlich, dass ich dazu fähig wäre, in Beschreibungen bin ich nicht wirklich gut, in Naturschilderungen zum Beispiel geradezu unbegabt oder metaphorisch, was womöglich noch schlimmer ist, und die Beschreibung eines Gesichts ist eine Naturschilderung, wie, laut Stadler, »jede Personenbeschreibung ein Reisebericht wäre«), also wenn ich das Lachen und das Entsetzen in seinem Blick beschrieb, deren veränderliches Verhältnis zueinander, dann wäre diese Beschreibung und die Szene selbst, die Ernsthaftigkeit der Szene, ihre Absurdität und Plötzlichkeit, ihre Komik und kosmische Dimension, und sogleich das Konkrete an ihr, angedeutet

durch die von mir zur Hälfte erbeutete Semmel – das wäre so miteinander die Laudatio. Mehr als das werde ich kaum sagen können, obwohl ich noch sprechen werde.

Wenn jemand stirbt und/oder einen Preis erhält, beginne ich ihn sogleich zu lesen. Sehen wir einmal, zu welchen Sätzen wir dabei kommen:

Die Muttersprache als Fremdsprache. – Die Idee stammte von Adam Zagajewski, so durch Polen zu gehen, als sei er kein Pole, sondern ein Tourist, oder wenn auch kein Tourist, so doch ein Reisender (was für ein Unterschied!), aber auf jeden Fall als Fremder. Diese fremde Vertrautheit gehört zu Stadler.

Die Ewigsackgasse zieht uns hinan – das ist die Stadler-Melodie.

Werther-Geschichten, Tonio-Kröger-Geschichten, das klassische »Leben versus Literatur ist bei ihm »lieben versus Liebesroman schreiben«. Übrigens: Stadlers Liebesgeschichten stehen voll und ganz im Zeichen des bekannten Satzes von Flaubert, den Frederic am Ende von »L'Éducation sentimentale« sagt, vielleicht ist noch immer jenes Abenteuer am kostbarsten, welches sich gar nicht ereignet hat, oder zumindest abgebrochen wurde.

Dazu fällt mir der Satz von Imre Kertész ein: »Pessimismus ist Mut.« Das ist Stadlers Mut. Er zieht aber die Welt nicht zu seiner schlechten Laune hinunter. Oder zu seinem Mutwillen?

Wäre ich ein talentierter, ehrgeiziger und hauptsächlich junger Schriftsteller, und dem entsprechend schön wie Gina Lollobrigida, dann riefte ich jetzt (nicht ohne jegliche Hilfe von Gombrowicz) unschuldig aus: Wie viele Schriftsteller, und wie anders sie alle sind, als ich, ich, ich. Ich. Freitag. Zitat Ende.

... und nicht radikale Kunst ist immer mittelmäßige Kunst. Der wirkliche Künstler hat keine andere Chance, als die Wahrheit zu sagen und die Wahrheit radikal zu sagen. Deswegen kann er trotzdem am Leben bleiben, denn die Lüge ist nicht einzige und ausschließliche Bedingung des Lebens, selbst wenn viele keine sonstigen Möglichkeiten sehen,

schreibt Kertész. Stadler ist der große Dichter dieser oder einer ähnlichen Radikalität.

Und wieder Kertész, bei ihm verspürte ich etwas Ähnliches: Da ist ein Schmerz in der Welt, den wir ohne ihn nicht sehen würden, ein Ausgeliefertsein, eine Schande, eine Niederlage, in der Welt, in uns, die er uns aufzeigt.

So auch hier. Peinlichkeiten, Niederlagen, unverhoffte Heiterkeit, die Gebote und das Verlangen, sie zu brechen, die Lust, die Pein, das Gewicht und die Leere des Körpers und des schlechten Gewissens – ohne ihn hätten wir keine Kenntnis über sie. Wer weint, hat Recht.

Gegen die Schwärze, die Einsamkeit (»kaufen wir zwei Schnitzel«), gegen die Schwermut, die Sprachlosigkeit, die Heimatlosigkeit, gegen die allgemeine Losigkeit steht nicht irgendein Licht, nicht Humor oder Ironie, die all dies relativierte, erträglich machte, sondern: die Schönheit. Die Schönheit der Welt, des Daseins. Ein ungemein rätselhaftes Verfahren.

Dasselbe anders: Stadler kämpft nicht mit der Verzweiflung, er will sie nicht erdolchen, will sie nicht ausgleichen, er will sie nicht (natürlich mit Ironie) ausgleichen, nein, er umarmt sie feurig, er drückt die Verzweiflung an sich, so stark, mit einer Kraft und Leidenschaft, um nicht zu sagen, mit Verzweiflung, dass sie schier eins werden, niemand könnte sagen, bis wohin Stadler reicht und wo die Verzweiflung beginnt. – Dieser Umarmung entstammt der Satz: »Ich war schon ganz verzweifelt, weil ich immer noch so viel Hoffnungen hatte.«

Wie ein literarischer Text nicht in Inhalt und Form zerlegt werden kann, entsteht auch das Tragikomische nicht wie eine raffinierte Gewürzmischung, man nehme zwei Esslöffel Komik, und verfeinere nach Geschmack mit Tragik und ein wenig Estragon. So nicht. Alles ist Eins. Um die Situation mit einem der schlechtesten Romantitel zu beschreiben: »Einmal auf der Welt. Und dann so.« Um dieses »so« geht es.

Die Komik ist ein Teil der Tragik, was auch umgekehrt gilt. Darum sind sie authentisch. Jonke war auf diese Weise komisch; mit seinen Worten: irrsinnig komisch. (Hausaufgabe: Gert Jonke, diesen großen Dichter nicht vergessen.)

Ja, sagt Stadler, ein großes Ja – wir können Joyces Ja vom Ende des »Ulysses« nicht überhören. Und aus wie vielen Neins diese Jas zusammengesetzt sind. Daher kommt es, dass der Text dramatisch, aber nicht düster ist. So etwas ist sehr selten. Ein Licht, aber ein dunkles, ein dunkles Licht – vielleicht so.

Stadler hat vor nichts Angst – nur vor allem. Nichts ist selbstverständlich. Gültig ist nur das »Warum«. Die Würde des »Warum«.

Fachleute unter sich; wie zwei Maurer: Barocke Fülle und kurze Sätze – wer hätte das gedacht, mein Lieber, dass das geht?

Oder: Geschwätz, Anekdoten, Ausgelassenheit, und dann, unvermutet, wie ein Aufschrei einer Bartókschen Violine: »Alle tot.« – »Alle tot«, das ist ein ausreichend kurzer Satz.

Oder: »Franz war etwa so groß wie eine Schwertlilie, als er das erste Mal sterben wollte.« Aufgabe für Fortgeschrittene: Sagen wir einen noch schöneren Satz. Eine unfaire Lösung der Aufgabe: »Deine Mama schleppt Blumenkübel hin und her, als wären es Argumente.« Diesen Satz hätte ich auch gern geschrieben. Ich werde ihn vielleicht noch irgendwann schreiben, vielleicht wird er mir einmal noch einfallen ...

Meine liebste Stadlersche Satzstruktur: »So standen sie auf dem Petersplatz, als

warteten sie auf den weißen Rauch, und warteten noch auf den weißen Rauch.«

Bei ihm ist leben ein Synonym für das Onanieren und den Geschlechtsverkehr. Im Ungarischen ist Leben als Substantiv ein Synonym für Weizen. Was bedeutet das nun bezogen auf die beiden Sprachen? Und auf die Schriftsteller? Oh, die weiten Weizenfelder, wie sie eben lustvoll ... Dazu wäre wohl noch viel zu sagen – um uns mit einem Heißenbüttel-Satz zu behelfen.

Gibt es einen Unterschied zwischen dem Schmerz und dem Phantomschmerz? – So sieht eine Stadler-Frage aus. Er gehört zu den wenigen Autoren, die bisweilen auch Antworten auf Fragen geben. Gelegentlich auch auf nicht gestellte Fragen, diese Antworten sind die besten und die klarsten.

Ein Fragment wird nicht durch das ihm Fehlende zum Fragment, sondern durch seinen Inhalt. Diese Behauptung bewahrheitet sich vielleicht nirgendwo so klar wie hier.

Angewidelt wälzten sich Hasek und seine Freunde vor Lachen, als Kafka ihnen aus seinen bekanntermaßen lustigen Texten vorlas. Riesig, mein Alter, er wird zu einem Käfer, Wahnsinn! So lachen auch wir über Stadlers Bücher.

Die Einsamkeit und die Parodie der Einsamkeit: Meines Erachtens vertauscht das der Leser manchmal. So pflegt Erfolg zu entstehen.

Wie jeder ernst zu nehmende Text steigt auch der von Stadler einen steilen Pfad hinan und arbeitet mit hohem Risiko. Ein unachtsamerer Schritt: Das Elegische wird zum Sentimentalen, das Lakonische wird ärmlich, das Pathos wird von nichts gebremst, mästet hingegen das Selbstmitleid.

Sehnsucht, Verzweiflung, Einsamkeit, vertushtes Unglück – ein Stadler-Wörterbuch lässt sich leicht zusammenstellen, leicht und irreführend. Nur auf Grund des Wörterbuchs ist es nicht sicher, dass ich ihn lesen würde.

In unsren schwächeren Momenten entsprechen wir den Vorstellungen über uns (autobiographische Anmerkung).

Möglich, dass der Vergleich schon gezogen wurde, doch wäre ein Vergleich der Katholizität Josef Winklers und Stadlers nicht uninteressant, oder ihr Verhältnis dazu, ich meine, dieses ganze katholische Zeug.

Stadler, wie er zwischen einer Sau und Heidegger hervorlugt, und Winkler, wie er um einen Ackermann kreist. Im Hintergrund, mit dem Rücken zu den Gläubigen, steht wortlos (lateinisch wortlos) und streng Martin Mosebach. Und wo bin ich? Die Sau, mein Leben, Heidegger, ein Vater, die Wortlosigkeit, das Wort: wo?

Große Literatur weist auch in kleinen Dingen den Weg. Nützlich und Wissenswertes von Stadler, eine Shortlist:

Wussten Sie schon, dass seinerzeit Michelangelo die Unterhosen der Bischöfe (und aller Höherstehenden) entworfen hat? Dass selbst die Sahara in mehrere

Diözesen aufgeteilt ist, ohne einen weißen Fleck? Dass man dem Heiligen Stuhl bis zum heutigen Tag die Länge der Schwänzchen neugeborener Thronerben zu melden hat, in Millimetern? Der Hl. Stuhl besteht darauf. Bis zum heutigen Tag. Oder dass ein zu weihender Priester mindestens 163 cm groß sein muss? Keine 162 und auch nicht 164. *Roma locuta, causa finita*. Doch das mag sich auf etwas anderes beziehen.

Oder dass es allein einem Kardinal zusteht, auf hoher See zwei, also nicht nur eine Messe zu lesen. Zwei! Auf hoher See! Möglicherweise begreift die Zuhörerschaft diese schönen Feinheiten nicht ... na ja, wir haben auch nichts anderes von unseren protestantischen Brüdern erwartet ...

So jung und schon Kardinal, flüsterte man in Rom, wenn auch nicht nach Stadler, so doch nach dem Ich-Erzähler. Werfen wir einen selbstkritischen Blick in den Spiegel: Wer von uns hat solche Höhen erreicht?

Langsam mache ich Schluss. Ich habe nur über das gesprochen, worüber ich gesprochen habe. So kam zum Beispiel das Geheimnisvolle an den Texten nicht zur Sprache, die zuweilen überhitzt mysteriös ist wie der große Gombrowicz in der »Pornographie«. Das bis zum Himmel reichende unendliche Keuchen ist klar zu vernehmen. »Du siehst, wie unnütz mein Leben in Rom war.«

In den Stadler-Büchern erzählt jemand, er erzählt – mir. Und das ist für ihn lebenswichtig. Das macht mich zu einem großen Leser. Sándor Márai kannte die Bücher Stadlers sicherlich (Ulkl!), als er seine Hymne »Der Profos« im Kerker über das Lesen schrieb. »Man muss mit aller Kraft lesen, manchmal mit einer noch größeren Kraft, als das zu Lesende geschrieben wurde. Man muss unerbittlich, erstaunt, leidenschaftlich und aufmerksam lesen. Mag der Schriftsteller geschwätzig sein, lesen muss man einsilbig. Jedes einzelne Wort muss nacheinander vorwärts und rückwärts gelesen werden, während man in das Buch hineinhorcht und die Spuren sieht, die in das Dickicht führen, dabei hat man auf die geheimen Zeichen zu achten, die der Aufmerksamkeit des Autors vielleicht entgangen sind, als er in der Wildnis seines Werkes vorangeschritten war. Nie darf man naserümpfend lesen und nur so nebenbei, als wäre man zu einem herrlichen Mahl geladen, wo man mit der Gabelspitze in den Speisen stochert. Elegant muss man lesen, großzügig. So, als würde man in der Zelle sein letztes Buch lesen, das der Profos einem zugesteckt hat. Um Leben und Tod muss man lesen, weil es um das größte menschliche Geschenk geht. Lesen, das kann nur der Mensch.

Das war ein guter Schluss. Leider habe ich noch einen. Daniel Kehlmann, Kleist-Preisträger 2006, sagt in seiner Dankesrede über Kleist:

Die Aufklärung ist nicht seicht, die Vernunft nicht ohne Geheimnisse, und es gibt sehr wohl eine Mystik der Klarheit. Die Wahrheit ist, daß ihm auf Erden nicht zu helfen war. Die Wahrheit ist aber auch: ihm nicht und keinem von uns. Von dieser Hoffnungslosigkeit wußte er zu sprechen in Sätzen so perfekt, in Bildern so vollkommen, daß sie uns heiter stimmen. »Das Leben nennt der Derwisch eine Reise, / Und eine kurze. Freilich!«

Dieses »Freilich!« hören wir auch bei Stadler, dieses selbstverständliche und heitere »Freilich!«

Das war ein guter Schluss. Leider habe ich noch einen.

Ich las die folgende Stadler-Definition: südbadischer Bauernsohn, Melancholiker, Großmelancholiker, Megamelancholiker (das habe ich nicht gelesen), Experte der Erinnerungsverwaltung, der Erinnerungsausbeutung, der Erinnerungsüberhöhung, Sommermacher, In-die-Hosen-Macher, Sprachkünstler (na ja, wer nicht), notorischer Glücksucher, Unglücksakrobat, Heimatbeschwörer und Selbstbezeichnungskünstler, Dichter der kurzen Sätze der langen Augenblicke, ein scharfer Beobachter, oder: gewiss ein scharfer Beobachter, aber ..., dann: Selbstaufschreiber, Selbstaufschneider, Deutscher, Lebensfinder. Also dann *da capo*: Das Schöne am Ich, das die Grammatik für jeden von uns bereithält, ist seine Leere. Ist seine Leere.

Das war ein guter Schluss.

(Aus dem Ungarischen von György Buda)

Arnold Stadler

DER MENSCH WILL BLEIBEN.
ABER ER MUSS GEHEN. ODER
VOM VERSCHWINDEN

Rede zur Verleihung des Kleist-Preises 2009

*Wenn dann nach der Scheidung auch noch der
gemeinsame Hund überfahren wird, und man das
Glück einer blitzgescheiten Nachbarin hat, wird
diese vielleicht sagen:
»Es war Selbstmord!«
So sensibel sind unsere Haustiere.*

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zum ersten Mal mit Kleist in Berührung kam ich in der Schule.

Und gleich mit Michael Kohlhaas, der eine Klasse unter mir war.

Er hieß eigentlich Ekkehard und sprach, anders als wir, hochdeutsch auch den Tag über. Er sammelte damals Briefmarken, wie ich. Meine Sammelgebiete waren Madonnen, also vor allem Weihnachtsmarken, als Länder sammelte ich Vatikan und Liechtenstein, und wegen meines Onkels, der seit den Zwanziger Jahren am Fuße der Anden lebte, und ungewollt im ersten Buch von Bruce Chatwin gelandet war, kam Argentinien hinzu, aus Sehnsucht. An Reisen war ja nicht zu denken.

Jung waren wir, das ist wahr, und andere, nicht wir, dachten sich damals vielleicht noch ihre Herbstgedichte aus. Bei uns war es Übermut.

1967 heiratete Erbprinz Hans Adam von Liechtenstein die Marie Aglae Gräfin Kinsky aus Prag.

Und dann gab es zur Hochzeit diese zwei Briefmarken, den sogenannten Hochzeitsblock, welcher die beiden Jungvermählten zeigte. Ich wollte diese Briefmarken auf der Stelle haben. Was damals aber so schwierig war wie der interkontinentale Verkehr jeder Art. Aber Ekkehard, der mit mir jeden Tag denselben Schulweg ging, mit dem ich dann auch Briefmarken tauschte, hatte diesen Hochzeitsblock schon, woher und wie weiß ich nicht. – Er nahm mir dafür den Adenauerblock ab: damals schon der 10-fache Wert des Liechtensteiner Hochzeitspaars. Ich tauschte die Bundesrepublik Deutschland gegen das Fürstentum Liechtenstein.

Über diese Transaktion hinaus, die mich als gierigen Menschen festhält, kam ich so mit dem Kohlhaasischen Wesen manches Menschen in Berührung: und mit seinem Sinn oder seinem Hunger nach Gerechtigkeit wie bei Kleist, ach, ich müsste einen Erörterungsaufsatz schreiben über das Verlangen, das manchmal von einem nichtsigen Querulanten aufgeessen wird. (Das Wort ›nixig‹ kommt aus meiner Muttersprache und ist nicht von ›Nixe‹, sondern von ›nichts‹ abgeleitet.)

Über diese kleine Briefmarkengeschichte hinaus, steigerte sich Ekkehard bald in eine Liebesgeschichte hinein: es war zugleich seine erste und letzte. Denn er war – mit 16 – auf ein Mädchen gestoßen, das Ekkehard sagte, er sei etwas zu dick. Also aß er nichts mehr und starb. – Er lebte an der nicht definierbaren Grenze von Träumertum und Gerechtigkeitsverlangen. Wie Kleist. Das mit E. ist nun schon bald vierzig Jahre her.

So begegnete ich also zum ersten Mal einer Geschichte von Kleistschem Ausmaß. Und auch dem unheimlichen Verschwinden. Wenig später folgte meine erste Kleistektüre: ›Michael Kohlhaas‹. Da habe ich immer an Ekkehard denken müssen, und so blieb es.

Meine Damen und Herren Mitmenschen und Tierfreunde!

Das Leben ist manchmal so kurz und gradlinig wie das eines gerade ausgeschlüpften Krokodils, das es aus seinem Ei in der Nähe des Krokodilschwanzes bis hin zur Krokodilschnauze schafft. Mama hat Hunger. Es schlüpft aus seinem Ei, kann auch auf der Stelle sich fortbewegen, als wäre sein Biograph, der ich bin, an Adorno und seinem nachgestellten Reflexivpronomen geschult. Das Kleine, das eigentlich ganz drollig aussieht, und dem man trotz allem ein schönes Leben wünscht, schafft es also auf kürzestem Weg vom Ei zur Mutterschnauze. Oder wie heißt das bei einem Krokodil?

Soviel aber weiß ich – – dass auch dieses Kind in die Welt wollte – und etwas sehen wollte es auch, und ein Verlangen hatte; weiß, dass es ein Herz hatte, das etwa an derselben Stelle schlug – ja, ›schlug. Man sagt doch »das Herz schlägt« und »das Herz schlug«, immer vom Kopf aus gedacht. Das Herz ist ja nicht da, wo der Kopf ist, und der Kopf ist nicht da, wo das Herz ist und schlägt. Man sagt auch: »Es, das Herz, schlägt noch« – sagt man immer noch, wenn auch unsere große Zeit zum Gehirntod übergegangen ist, und uns die Apparate die Sprache verschlagen.

Der Konflikt von Hirn und Herz ist wohl ein Problem, und nicht irgendeines, sondern Jenes, von dem am meisten gilt, dass es nur eine Geschichte, und keine Lösung hat.

Mama hatte Hunger. Und ich sah es. Es war im Fernsehen, im TV auf dem Tierkanal. Und Sie haben es ja vielleicht auch gesehen. Dann haben wir noch eine Gemeinsamkeit.

Was der Kurz-Biograph, der ich bin, berichten konnte, ist naturgemäß nicht viel. So bin ich schon am Ende dieses kleinen Lebenslaufes angekommen. ›Einmal auf der Welt. Und dann so!‹

Lang oder kurz ist die Zeit, und dieselbe kann einem Menschen auf der Welt noch ausweglos erscheinen, sage ich an diesem Kleist- und Totensonntag.

»In jenen Tagen legte sich Elija unter einen Ginsterstrauch und wünschte sich den Tod. *Denn ich bin nicht besser als meine Väter.*« So las ich es im 1. Buch der Könige.

Ja, manchmal will einer wie Elija oder Kleist nicht so lange warten, verlässt das Theater vor der Zeit, und wir, die Zurückgebliebenen, wollen nicht einsehen, dass es freiwillig war, und forschen nach den Gründen, und als Dichter sagen wir im Nachhinein, dass man uns nichts lässt, nicht einmal den Schmerz, nicht einmal die Erinnerung an die Wunde von der Messerimpfung, vor der wir Angst hatten ein Kinderleben lang.

Werte Anwesende und Abwesende!

Auf einer Tafel eines Steyrischen Berggasthofes konnte ich lesen: »*In diesem Hause hätte die Mutter von Peter Rosegger in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai Anno Domini 1842 beinahe übernachtet.*« - Vielleicht war das nur die Erfindung des Künstlers?

Die Menschen indes gehen jetzt rechts auf den Straßen, als wären sie Autos, und werden nun meist Verbraucher genannt. Der Gelehrte wurde durch den Experten ersetzt, die Existenz durch »Schöner Wohnen«, die Sehnsucht vom Spaß, und das Wort »Sterben« wurde durch »Gehen« ersetzt in den Todesanzeigen.

Aber immer noch formuliert der Mensch seine Suchanzeigen.

Liebe Gesunde und Kranke!

Jede Zeit hat ihre Opiate. Und die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland könnte *auch* als eine Hysteriegeschichte konzipiert und geschrieben werden: von der Amalgamfüllung bis zum Rinderwahnsinn und Gesundheitswahn.

So werden wir ruhiggestellt und abgelenkt bis zu unserem unheimlichen Verschwinden, werden durch den Wetterbericht (der erst im Nachhinein kommen dürfte, da für eine permanente psychische Schiefelage des Konsumenten sorgend) und Schönheitsoperationen sediert. Doch nach wie vor gilt: »*Viele Leute fürchten sich vor dem Tod wie die Kinder vor dem Wauwau.*« Und die Selbstmörder wie Kleist stellen das Mainstreamglück, wie überall auf der Welt zu allen Zeiten, skandalös in Frage.

Kleists Tod, zum Beispiel, wäre heute wohl etwas für »TV Total«, »Explosiv« oder »Schauplatz Deutschland«.

Liebe Glücksspieler! Verehrte Raucherinnen und Rotweinfreunde! Liebe Träumer!

Fast immer, wenn ich ins Internet gehe, bekomme ich als erstes einen Glückwunsch:

Herzlichen Glückwunsch! *Unser Zufallsgenerator hat Sie soeben als Gewinner eines nigelmagelneuen Audi A 8 ausgewählt.*

Ärgerlich ist nur, daß ich auf diese Weise daran erinnert werde, daß ich immer noch keinen A 8 fahre. Auch der Kleistpreis reicht wohl nicht. Aber ich will ja gar keinen A 8!

Liebe Fußballfreunde und Sportmuffel!

Das Wort »Empörung« ist eines der schönsten für mich. Es kommt von »Sich Aufrichten«. Und es ist die Aufgabe des Dichters, Äpfel mit Birnen zu vergleichen, Hunger mit Durst, das Glück mit dem Unglück, Krokodile mit dem Dazugehörigkeitsverlangen, den Selbstmörder mit dem Schönheitschirurgen. Dies schon. Denn »Widersprüche, im Menschen vereint, sind Ausdruck seiner Poesie«, schrieb mir Günther Uecker einst in mein Poesiealbum, als kannte er mich. Sind also manchmal auch etwas Schönes, und nicht einfach noch ein weiteres Problem. Fast immer gilt für das Menschen-Leben, was meine Großmutter, die mit Abraham a Sancta Clara, von dem der Wauwauersatz stammt, verwandt war, ganz am Ende sagte: dass das Leben kurz sei. Es komme ihr das Ganze so vor wie einmal das Dorf hinauf und hinunter. Und dass es den Schmerz als Grundriss hatte, wusste sie auch.

Liebe Zyniker und Realisten!

Samuel Beckett lässt einen Kunden sagen: »Gott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen, und Sie schaffen es nicht, mir in sechs Monaten eine Hose zu machen!«

Da entgegnet der Schneider:

»Aber mein Herr, sehen Sie sich doch die Welt an, und sehen Sie da Ihre Hose!«

Die Welt ist nicht so, wie sie sein sollte, und wie sie, falls überhaupt, gedacht war. (Aber danach sieht es nicht aus.) Das ist keine heile Welt. Es gibt Hunger, Durst und Tellerminen, also Sprengfallen, als wären wir Hasen.

Andererseits: Ich staune über die Seeschildkröte, die einfach ins Meer schwimmt, und dann zum Eierlegen genau an den Ort zurückkehrt. – Und über das kleine Krokodil und über manches Muttertier oder über den Albatross, der um die Welt fliegt, die vom Menschen beherrscht ist, dessen bisherige Entwicklung von der Steinschleuder zur Wasserstoffbombe ging, sagt Adorno.

Der Mensch ist gewiss nicht das einzige Tier, das träumen kann, das weiß ich von meinem schlafenden Hund. Aber vielleicht doch das einzige, welches sich empören kann, über Leben und Tod, Gott und die Welt, wobei er auch, wie Kant, bedenken kann, daß 1000 gedachte Taler noch keine wirklichen sind. Vernünftig – ein dummes Wort!

An der Größe der Welt, der Kürze des Lebens und unserer kleinen Jeweiligkeit scheiterte immer schon die Rettung der Welt, und auch ich, das merkte ich mittlerweile, habe keine Zeit und Größe dafür, aber ich bin immerhin Zeuge einer Welt, in welcher der Mensch und seine Sprachen in der Globalisierungskelter oder dem Globalisierungswolf verschwinden.

Liebe Frauen und Männer!

Der Mensch ist ein Tier, das einzige Tier, das lachen kann, und hoffen, wie ein Kind auf das Christkind – jenes Tier, das an den ersten Schnee und die erste Erdbeere und an das erste Mal sich erinnern kann, und Abbas Baidun machte ein Gedicht aus allem:

Was ist Hoffnung?

Ein einziger, einem Kranken zurückgelassener Stuhl.

Das ist Hoffnung

Aber dann fallen ihm, dem Menschen und Dichter, noch ganz andere Dinge ein, der Schrecken der Welt. Eine Heile Welt gibt es nicht, vielleicht aber doch zu Zeiten ein Verlangen nach ihr, oder so etwas, und eine Sprache dafür: von einem wie Kleist:

Noch in den verfahrensten Nein-Sätzen, noch in der Nacht, las ich von seinem Hoffnungsschmerz. »*Lieber ein Hund sein, wenn ich von Füßen getreten werden soll, als ein Mensch!*« Sagt Kohlhaas.

Liebe Ungläubige und Gläubige!

Wie auch immer, ob hoffend oder verzweifelnd: Der Mensch ist das einzige Tier, das mit der Wahrheit zurechtkommen muss, da es weiß, dass es sterben wird, wenn es auch nicht daran glaubt, und bis es soweit ist, über Dinge nachdenkt, die nicht existieren. Und mit dir und mir darüber reden kann von seinem unbeschreiblichen Verlangen. Oder nicht.

Das ist eine Tatsache. Das Leben ist kurz. Dann denken wir nach, und wollen allem auch noch einen Sinn geben. Und die Gescheitesten von uns sagen dann – und haben herausgefunden, dass das Leben keinen Sinn habe.

Nabokov, gefragt, was er für eine Botschaft habe, sagte: »Ich bin doch kein Telegraphist!« Aber manchmal ist der Dichter ein Briefträger wie Nazim Hikmet, der einen Großteil seines Lebens wie Nabokov im Exil verbracht hat.

Er war nicht der erste, und nicht der letzte von ihnen, die es büßen mussten, von Ovid bis Nazim Hikmet, von Johannes Chrysostomos bis Brecht und weiter. Aber fast immer nehmen sie ihre Sprache mit, die zwar nicht Heimat ist, so doch ihr wertvollster Schatz im Gepäck des Heimatlosen, glaube ich, der für mich Sprache auch nicht Heimat ist, sondern, was überhaupt? – eine Art Lebensmittel? Ich weiß es immer noch nicht.

Liebe Leser und Schreiber!

Doch soviel weiß ich: Seine Sprache hat der verjagte Mensch im Gepäck, der Dichter, als sein wichtigstes seine Sprache, als sein Lebensmittel.

Kleist: Was er machte, war das, was wir immer noch machen: Es ist die Beschreibung des Unglücks, das als Glück gedacht war.

Schriftsteller sind im Idealfall Virtuosen des Glücks, das zum Unglück wurde, und das Wahre ist das Ganze, ein Joint Venture.

Literatur ist, im besten Fall, die geglückte Beschreibung des Unglücks.

Liebe Individuen!

Es gibt Menschen, die überlegen ein Leben lang, wie man am bequemsten vom Bett in den Hausschuh kommt. Das sind solche wie Oblomov.

So einer war Kleist nicht.

Manche leben, als brennten sie. So einer war er, Kleist. Als hätte er nicht gelebt, sondern gebrannt.

Zu Viele wollen die Welt verändern oder sie retten oder auch nur erobern. Das führt manchmal zum Krieg. Dieser Welt zuliebe wäre es aber am besten, das kann auch ein Gläubiger sagen: Dass der Mensch und Politiker, ob als Moslem, Jude

oder Christ oder noch etwas ganz anderes, oder nichts davon, nicht mit einer anderen Welt oder mit Gott rechnen sollte, sondern nur mit dieser hier, als wäre es die einzige.

Liebe Kleist-Freunde!

»Ich brenne«, las ich immer, auch zwischen den Zeilen. Wir sind nicht zum Spaß da, soviel im Leben von Kleist gelesen zu haben, darf ich sagen. Zu allem muss ich mir dazudenken: Was sind schon 34 Jahre, wenn sie vorbei sind!

Wer aber sagt denn, dass Kohlhaas gescheitert sei – oder auch Kleist?

Soviel kann ich von den Beiden sagen: dass sie das Leben ernstgenommen haben; und dass es nicht zum Spaß war und dass kein Spaß dieser Welt ihr Verlangen nach etwas ganz anderem ersetzen konnte: und wäre Gerechtigkeit ihr Paradies gewesen. (Es war eine Art Glücksklee verlangen.)

»Kleist wollte die Welt sehen, und er sah sie.« Sagt Robert Walser.

Kleist ist weg. Sein Leben war ungerade, aber aufrecht; und so ist er verschwunden. Aber er ließ auch etwas zurück, von dem wir zehren, sage ich.

Kleist ist, war und wird es sein: etwas Geheimnisvolles, Verstörendes: Er ist keine Nuß, die geknackt werden kann. Kleist gehört wohl auch nicht zu den Rätseln, die gelöst werden können, dachte ich beim Lesen.

Sie kommen ihm, der mit seinen Dämonen gekämpft hat, auch nicht mit einem intellektuellen Besteck bei. Oder nicht?

Der Mensch will bleiben. Aber er muss gehen.

Kleist kam aber ein ganz schönes Stück weit, die Kleistforschung auch, weiter als unser kleines Krokodil.

Leb wohl! Sagte ich etwas linkshändig in meinem Kopf.

Bei Kleist kam noch etwas dazu. Das macht Kleist zu Kleist: Der Schriftsteller sieht in seinem »Rückspiegel« – das Wort habe ich von Herta Müller – alles noch einmal und schreibt es auf, vielleicht auch dem Leser, dem Menschen, zuliebe. Und dass das Wahre das Ganze ist, wie das Leben ein Joint Venture aus Glück und Unglück, samt dem Gelächter und der Vergeblichkeit?

Verehrte Kleistfreunde!

Kleist soll sich beim Lesen der »Penthesilea« kaputtgelacht haben, und ähnlich befremdend Schräges habe ich im Leben des großen, armen Kleist noch mehr gelesen.

Die Lächerlichkeit des Systems der Welt, in der Kleist zu leben hatte, ermesse ich, zum Beispiel, daran, daß der »Prinz von Homburg« in Preußen nicht gespielt werden durfte, weil darin ein General in Ohnmacht fällt. Immer wieder fällt ein Mann oder Mensch in Ohnmacht, und das ist sehr menschlich von Kleist.

Größenwahnsinn und Innigkeit sind für mich, einen Leser, der selbst schreibt, bei Kleist eine blutsverwandte, also inzüchtige Sippe, und sie haben Kinder.

Die Verlobung in St. Domingo, Michael Kohlhaas und Heinrich von Kleist gehen fast gleich aus. Die einen sterben, und die anderen leben weiter, und solange sie nicht gestorben sind, Du weißt.

Liebe Mitwisserinnen und Mitwisser!

Kleist hat so etwas wie den Kleist-Preis nicht bekommen, nicht einmal die Anerkennung seiner Zeit. Die Lobhudeleien sind *ex post*. Er hat niemals ein Stück von sich auf der Bühne gesehen. Das ist die Wahrheit. Im Gegenteil: Er musste Goethen, den Großmoguln, aushalten. Und umgekehrt! – wohl auch.

Aber ich habe es mir zur Maxime gemacht, einen Menschen immer nach seinem Besten zu beurteilen, und das ist bei einem Dichter wie Goethe wohl sein Werk, also nicht die staatstragende Unterschrift unter das Todesurteil, sondern, wie von mir gemeint, die »Marienbader Elegie«, zum Beispiel.

Vielleicht wollte Kleist mit seiner Tat auch Goethen ein Zeichen geben, wie man es macht, wie man Literatur und Leben zusammenbringt, damit sie eins seien.

Wie man sein Werk unterschreibt. Gewiss, es ist auch eine Anmaßung in diesem Gedanken. Aber Literatur und Leben müssen doch miteinander zu tun haben!

Ich weiß nicht, was Kleist vom Leben erwartete.

Also war die Enttäuschung die größtmögliche, die man an einer Tat, welche die Todeexperten von heute »Bilanzselbstmord« nennen, ablesen kann.

Also ist er vom Schreiben ins Leben übergegangen, zur Tat geschritten, und hat das Eine durch das Andere fortgesetzt. Die Pistole war sein letztes Schreibwerkzeug: die Kugel war seine Tinte. So unterschrieb er. Ungemein verdichteter ist das als jeder Abschiedsbrief.

»Wie seine Hände ausgesehen haben mögen«? Frage ich mit Robert Walser.

Liebe Pathologen!

Kleist tat sich ganz am Ende, das kein Ende ist, sondern ein Verschwinden unter Zurücklassung von zwei Leichnamen, mit noch einer Unglücklichen zusammen, als würde es sich so erst lohnen, das Leben zu verneinen. Ach, sage ich mit Kleist: Auch er wollte ja nur einschlafen und nicht mehr hier sein.

Es war ja kein Zufall, sondern eine langgehegte Entscheidung, ein Ja zum Nein – oder umgekehrt. Immer wieder hat er ganz offen darüber gesprochen oder geschrieben, man kann auch: »damit gedroht« sagen – bis er dann gestern vor 198 Jahren eine Lieblingsidee realisierte. Es war aber nicht so wie bei Romeo und Julia.

Arme Henriette Vogel, die immer mit Nachnamen genannt wird, niemals Henriette, als wollte man damit Intimität bestreiten und Liebe ausschließen. Manchen machte es verdrießlich, dass keine Liebesgeschichte daraus gemacht werden konnte, wenigstens nicht so eine, die sie gerne gehabt hätten. Sie nehmen ihr übel, dass sie es war, wie eine Dahergelaufene, und nicht eine herzerreißende Julia.

Es ist wie ein roter Faden viel Gewalttätigkeit bei Kleist dem Leben gegenüber, schließlich auch dem eigenen.

Nach den Gesetzen hätte er wohl auch als Mörder belangt werden können, hätte er überlebt, und – nachdem ein Arzt sein Genesen und die Todestauglichkeit festgestellt hätte wie in Huntsville, Texas, wäre er hingerichtet worden wie Kohlhaas.

Wir sollten nicht im Nachhinein darüber hinwegreden und so tun, als wären wir Berichterstatter und hätten mit allem nichts zu tun, die mit dem Ü-Wagen vom